

Hermann Kügler SJ | Leipzig

geb. 1952, Ordenspriester, Pastoralpsychologe, Leiter der „Orientierung Leipzig“

hermann.kuegler@jesuiten.org

„Hände weg“ oder „Revolution der zärtlichen Liebe“?

Nähe und Distanz in Beziehungen von Seelsorger(inne)n

Sich begegnen: distanziert oder nah, zärtlich oder ängstlich? Im Beruf und privat stellen sich diese Herausforderungen. Wie gestalten wir alle – und besonders die in der Seelsorge Tätigen – in guter Weise menschliche Nähe in unterschiedlichen Beziehungen? „Grüßt einander mit einem heiligen Kuss“ (2 Kor 13,12) konnte der Apostel Paulus sagen und Papst Franziskus spricht von der „Revolution der zärtlichen Liebe“¹.

Nach der Missbrauchsdebatte in der deutschen Kirche in den vergangenen Jahren stellen sich diese Fragen neu, weil viele Menschen fundamental verunsichert sind. Engagierte Gemeindemitglieder fragen sich, ob sie ihre Kinder überhaupt noch in kirchliche Schulen und Internate schicken oder Priestern in der Kinder- und Jugendarbeit anvertrauen können. Priestern und kirchlichen Mitarbeiter(inne)n geht es ebenso: Können sie Schutzbefohlenen noch unbefangen begegnen? Dürfen sie Kindern und Jugendlichen gegenüber Nähe und Zuwendung körperlich ausdrücken? Dürfen sie Kinder trösten, wenn sie weinen, sie auf den Schoß oder in den Arm nehmen, wenn sie traurig sind? In der Kirche herrscht mittlerweile eine „Null-Toleranz-Politik“:² Berührungen, Streicheln, erst recht Zärtlichkeiten sind absolut tabu; man darf mit Kindern und Schutzbefohlenen nicht mehr allein in einem Zimmer sein.

1 Im Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* Nr. 288. – Dieser Artikel ist die überarbeitete Fassung eines Kapitels aus H. Kügler, *Neuer Mut zur Zärtlichkeit in Beziehung, Freundschaft und Seelsorge* (Ignatianische Impulse Bd. 65). Würzburg 2014.

2 Radio Vatikan am 6.2.2013: „Beim Vorgehen gegen sexuellen Missbrauch durch Kleriker will der Vatikan seine ‚Null-Toleranz-Politik‘ fortführen; die Sorge um die Opfer soll dabei weiter im Zentrum stehen. Das hat der neue vatikanische Missbrauchsbeauftragte Robert Oliver am Dienstagabend bei einer Konferenz in der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom unterstrichen.“

Aber geht mit solch rigiden Regelungen nicht auch viel Wertvolles verloren? In einem Kurs für Berufsanfänger(innen) im kirchlichen Dienst berichtet ein junger Kaplan, er getraue sich nicht mehr, mit Kindern und Jugendlichen ins Zeltlager zu fahren, weil er sich nicht dem Verdacht aussetzen wolle, sich unangemessen zu verhalten. Ähnliche Verunsicherungen bestehen für Priester und Seelsorger(innen) auch bei der Gestaltung persönlicher freundschaftlicher Beziehungen: Was geht und was geht nicht? Was passt und was ist unschicklich?

Wenn Menschen nur die optimale Distanz suchen und die optimale Nähe vermeiden, droht Einiges verloren zu gehen, was wertvoll ist. Als gelungenes Beispiel für eine menschenfreundliche, leibhaftige und zärtliche Seelsorge kann Papst Franziskus gelten. In seiner Antrittspredigt am 19. März 2013 zu Beginn seines Pontifikates ermutigte er die Menschen, die ihm auf dem Petersplatz in Rom und weltweit in den Medien zuhörten: „Das sich Kümmeren verlangt Güte, es verlangt, mit Zärtlichkeit gelebt zu werden.“ Und er forderte auf: „Wir dürfen keine Angst haben vor der Zärtlichkeit!“ Bei einem Empfang für 120 Mitglieder der Vereinigung männlicher Ordensoberer im Herbst 2013 betonte er die große Bedeutung der Orden für das Leben der katholischen Kirche und die Weitergabe des Glaubens. Die Orden müssten jede Art von Heuchelei und Klerikalismus vermeiden, so der Papst. Die spirituelle Bildung von Ordensangehörigen habe dabei das Ziel, „Ordensleute zu formen, die ein zärtliches Herz haben, und keines, das vom Essig sauer geworden ist“³. Zärtlichkeit, *tenerezza*: Franziskus greift immer wieder das Wort auf, das er in seiner Predigt bei der Amtseinführung mehrmals genannt hat. Der mächtige Gott habe „keine Angst vor der Zärtlichkeit“. Ein/e Seelsorger(in) müsse weinen, kämpfen und streicheln können. Im Blick auf Kinder, Alte und Kranke fragt er die Priester seiner Diözese: „Streichelst du sie, oder schämst du dich, einen Greis zu streicheln?“⁴

Nähe und Distanz in persönlichen und beruflichen Beziehungen

Aber so einfach ist die Umsetzung in der Praxis wohl nicht. Weil wir Menschen und keine Engel sind, ist es klug, immer mit der Heftigkeit menschlicher Gefühle zu rechnen, die wir im bürgerlichen Alltag gern verdrängen. Auch der/die Frömmste ist immer wieder und lebenslang mit Phantasien, Gefühlen und Impulsen konfrontiert, die er/sie nicht oder nur teilweise mit dem Bild, das er/sie von sich selber hat, in Übereinstimmung bringen kann. Damit muss er/sie sich auseinandersetzen und sie in seinen/ihren Lebensentwurf integrieren. Wenn dies nicht geht, steht er/sie vor der Herausforderung, bewusst und gewollt auf ihre Befriedigung zu verzichten.

3 KNA-Meldung vom 29.11.2013.

4 Nachrichten von Radio Vatikan vom 10.12.2013 und 6.3.2014.

Dabei ist zu unterscheiden zwischen symmetrischen und asymmetrischen Beziehungen, also zwischen denen „auf Augenhöhe“ und denen zwischen Ungleichen. In der persönlichen Beziehungsgestaltung geht es darum, „emotionale Intimität“ zu entwickeln, beruflich sind die jeweiligen fachlichen Standards zu beachten und einzuhalten. Von einem tiefenpsychologischen Standpunkt ausgehend, kann man auch von Beziehungen sprechen, die nach dem Modell „Eltern – Kind“ zu gestalten sind und von solchen, die wie „Geschwisterbeziehungen“ funktionieren.

Die ersten Beziehungen sind in gewisser Hinsicht einseitig. Eltern gestalten idealtypisch die Beziehungen zu ihren Kindern so, dass sie ihnen geben ohne die Erwartung, etwas zurückzubekommen. Sie lieben sie idealtypisch nicht wegen ihrer Leistungen, sondern um ihrer selbst willen. Kinder sind auch keine Partner(innen) ihrer Eltern; und Eltern müssen das Inzest-Tabu, das Abstinenzgebot und die Generationenschränke strikt beachten und einhalten. Mit den eigenen Eltern machen wir Menschen erste Erfahrungen, wie asymmetrische Beziehungen zu gestalten sind. Diese Erfahrungen sind dann im eigenen Leben mehr oder weniger hilfreich. Für die Gestaltung erwachsener asymmetrischer Beziehungen lernen wir – immer in einer idealtypischen Betrachtungsweise – von den Eltern Kooperation, Konfrontation und Auftragsklärung. Wir lernen, in Beziehungen den/die andere(n) zu verstehen, zu beachten und zugleich einem Handlungskonzept zu folgen und ein professionelles „Setting“ zu etablieren und einzuhalten. Noch etwas sehr Wichtiges können wir von ihnen lernen: die Fähigkeit zur Abstinenz. Darunter verstehe ich das bewusste, reflektierte Zurückstellen und Zurückweisen eigener Bedürfnisse in asymmetrischen Beziehungen.

Anderes und genauso Wichtiges lernen wir in Geschwisterbeziehungen. Mit Geschwistern, aber ebenso mit Spielkamerad(inn)en und frühen Freund(inn)en machen wir erste Erfahrungen von Bindung unter Gleichen, von Liebe und Nähe, Kampf, Streit und Sich-Durchsetzen. Wir erleben und erfahren unser Grundbedürfnis, Grenzen zu verschieben und neugierig zu sein, auch Dinge zu erforschen, die die Eltern nicht wissen dürfen. Idealtypisch sind wir mit diesen Erfahrungen ausgerüstet für die Gestaltung von Beziehungen unter Gleichen, also für Freundschaften und Partnerschaften.

Der/Die Seelsorger(in) – ob er zölibatär lebt oder nicht – wird also gut unterscheiden, wie er Seelsorgsbeziehungen gestaltet, die von ihrem Wesen her asymmetrisch sind und sein müssen, und wie er seine/ihre Zuneigung und Gefühle in bedeutungsvollen Beziehungen und Freundschaften ausdrückt.

Professionelle seelsorgliche Beziehungen

Die professionelle seelsorgliche Beziehung hat im Vergleich zu einer therapeutischen oder Lebensberatungs-Beziehung einige Besonderheiten. Ein therapeu-

tisches Arbeitsbündnis vollzieht sich in einem dafür vorgesehenen Rahmen und zu dafür vorgesehenen Zeiten und verfügt über „Sicherheitssysteme“, die zum professionellen Setting notwendig dazugehören. In einer Psychoanalyse z.B. ist „alles“ erlaubt, solange man auf der Ebene der Sprache bleibt und sie nicht verlässt. Salopp formuliert: Jede/r Psychoanalytiker(in) weiß, dass jenseits der Kante der Couch das Unheil für ihn/sie lauert! Berührungen beschränken sich auf ritualisierte Formen des Händeschüttelns zur Begrüßung und zum Abschied. Auch sind die Kommunikationsrollen klar unterschieden. So pflegen Therapeut(in) und Patient(in) außerhalb des therapeutischen Settings keine Kontakte auf anderen Ebenen, wie z.B. Freizeitkontakte oder gemeinsame Arbeit in beruflichen Gremien.

Im Unterschied zum therapeutischen oder beraterischen Setting ist der Rahmen, in dem Seelsorge stattfindet, meist nicht so klar abgesteckt. Der „klassische“ Fall, dass ein Gemeindemitglied auch zum Pfarrer beichten geht, mag in der Realität so häufig nicht mehr vorkommen. Aber nicht selten ist die folgende Situation: Jemand ist aktiv in einer Pfarrgemeinde, engagiert sich dort in Gruppen und Initiativen oder arbeitet im Pfarrgemeinderat oder Kirchenvorstand mit. Aus Anlass von Eheschließung oder Erstkommunion der Kinder oder Beerdigung eines/einer Verwandten ändern sich die Kommunikationsrollen. Und wenn ein Pfarrer oder ein/e Seelsorger(in) nicht völlig herz- und gefühllos ist, wird er/sie selbstverständlich Anteil nehmen und die professionelle Distanz verlassen.

Hinzu kommt, dass die Unterschiede zwischen einer seelsorglichen Beziehung und guter Kollegialität und Freundschaft faktisch nicht so leicht zu ziehen sind und sich das eine aus dem anderen entwickeln kann und entwickelt. Das ist solange kein Problem, wie Veränderungen in der Beziehung erkannt werden, besprechbar sind und bewusst vollzogen und gestaltet werden. Leider aber zeigt die Erfahrung, dass es immer wieder zu Unklarheiten und auch Grenzverletzungen kommt, sei es aus Unkenntnis oder Unreife eines Seelsorgenden, sei es auch, dass ein/eine Seelsorger(in) Grenzen bewusst verletzt und einen anderen Menschen, der sich ihm/ihr anvertraut, für eigene Zwecke emotional ausbeutet und auch bewusst missbraucht.

Wer als Seelsorger(in) mit anderen Menschen zu tun hat, muss sich ausdrücklich und bewusst mit sich selbst auseinandergesetzt haben; und das geht leider nicht so einfach, als dass es ausreichen würde, dazu Vorlesungen zu hören, Bücher zu lesen und ein einigermaßen gestaltetes Gebetsleben zu führen. Er muss nicht nur seine/ihre Werte, sondern auch seine/ihre Bedürfnisse kennen und wissen, wo seine/ihre spezifischen Gefährdungen liegen. Er/Sie muss wissen, was seine/ihre sexuelle Identität ist und ob er/sie eher durch Personen des eigenen oder des anderen Geschlechtes angezogen wird. Für die Gestaltung professioneller seelsorglicher Beziehungen wollen die folgenden Hinweise helfen:

Ich sehe mich und meine Mitmenschen in erster Linie unter dem Aspekt der Bereicherung des Lebens, nicht vorrangig unter dem Aspekt der Gefährdung. Im ersten Buch der Bibel, im Buch Genesis, lesen wir in der Schöpfungsgeschichte (Gen 1.2): Als Gott die Welt erschafft, sieht er, dass das, was er tut, „gut“ ist. Als er den Menschen schafft, sieht er sogar, dass das „sehr gut“ ist. Und es ist „nicht gut, dass der Mensch allein bleibt“. Auf diesem Hintergrund kann ich mich als Seelsorger(in) fragen, ob ich meinen Mitmenschen vorrangig als jemanden sehe, von dem eine Gefahr ausgeht, oder als jemanden, der mein Leben bereichert und dessen Leben ich bereichern kann. Das wird meinen Umgang mit ihm prägen. Ich werde mich eher bemühen, gelingende Beziehungen zu entwickeln und zu gestalten, als ängstlich darauf achten, Fehler zu vermeiden.

Ich vermeide entschieden die Versuchung, ein „blutleerer Kirchenbeamter“ zu werden.

Priester und Seelsorger(innen) sollen in ihrem Tun und Lassen einen menschenfreundlichen Gott verkünden, einen zugewandten Jesus repräsentieren und von einem lebensspendenden Heiligen Geist erfüllt sein. Dabei ist es wichtig, Mittel und Ziel nicht zu verwechseln: Ziel ist es, den Glauben zu bezeugen. Der Gott, an den Christ(inn)en glauben, ist nicht verfügbar. Deshalb vertreten gute Seelsorger(innen) kein System, sondern ermutigen, Beziehungen aufzunehmen und den eigenen Weg zu finden. Ein Mittel auf diesem Weg kann es sein, Jesus von Nazareth nicht nur nachzufolgen, sondern ihn im eigenen Leben auch nachzuahmen und selber so zu leben, wie er gelebt hat: arm, keusch, gehorsam. Dabei ist das Ziel nicht die Ästhetisierung des vollkommenen, selbstentfalteten Menschen. Die Kantigkeit von in ihrer Art sehr verschiedenen Menschen scheint mir mehr willkommen als ein irgendeinem Ideal angenäherter Kirchenbeamten-Typ: immer ausgeglichen, matt und mittelmäßig vor lauter Balance, halbstarr und milde vor lauter Aggressionsbewusstheit, stets bemüht, bewusst echt und voller Verständnis für alles und jeden. Diese Vision entspricht keiner Grundannahme des christlichen Menschenbildes.

Ich setze mich mit mir selbst auseinander mit dem Ziel, menschlich und geistlich zu wachsen, auch wenn das schmerzlich ist.

Das Ziel „menschliche Reifung“ muss in der Ausbildung zu seelsorglichen Berufen einen festen Platz haben – wie es etwa in der Rahmenordnung für die Priesterausbildung bereits festgeschrieben ist.⁵ Das umzusetzen bedeutet den Versuch einer möglichst realistischen Klärung gerade der unbewussten Motive, Priester bzw. Seelsorger(in) werden zu wollen. Soll das Ausbildungsziel Identitätsfindung

5 Hrsg. von der Deutschen Bischofskonferenz, letzte Fassung von 2003, vgl. zur Einbeziehung der Humanwissenschaften bes. Abschnitt 125.

gelingen, so hat dies Konsequenzen für die Gestaltung der Aus- und Fortbildung: Wo ist das „Herz“ des Seelsorgenden festgemacht und was will er/sie im Tiefsten wirklich? Das bedeutet, dass angehende Seelsorger(innen) die Konflikte und Spannungen in ihrer eigenen Lebensgeschichte soweit bearbeitet haben, dass sie andere verantwortlich begleiten können.

Ich Sorge lebenslang dafür, immer mehr meine Fähigkeit für Intimität und Transzendenz zu entwickeln.

Der Psychotherapeut Wunibald Müller ist überzeugt: Wer psychisch gesund und authentisch zölibatär leben will, braucht Erfahrungen von Intimität und Transzendenz und muss dafür sorgen, dass er in diesen beiden Erfahrungsbereichen sich beständig weiterentwickelt.⁶ Dabei meint „Intimität“ beim zölibatär Lebenden nicht genitale Intimität, sondern die Fähigkeit und Bereitschaft, sich nahe stehenden Menschen so zu zeigen, wie er/sie wirklich ist. Das bedeutet, dass er/sie seine/ihre Fragen und Unsicherheiten nicht hinter einer vermeintlich professionellen Fassade versteckt. Er/Sie macht anderen keine Angst, sondern schenkt Vertrauen und achtet sich und andere. Er/Sie ist fähig, bedeutungsvolle Beziehungen aufzubauen und tiefe Freundschaften einzugehen. Daraus ist ersichtlich, dass Intimität – so verstanden – für alle seelsorglich Wirkenden von Bedeutung ist.

Erfahrungen von Transzendenz wird es ohne ein regelmäßiges und gestaltetes Gebetsleben nicht geben. Gebet, Meditation, Kontemplation – sowohl individuell wie in Gemeinschaft – haben vor allen anderen Tätigkeiten für ihn hohe Priorität. Die Zeit, die er/sie dafür aufbringt, wird nicht verknappt oder für anderes verwendet. Sein/Ihr Gebetsleben gewinnt für ihn/sie umso mehr an Wichtigkeit, je mehr er/sie sich steigenden Anforderungen gegenüberstellt.

Ich entwickle meine Verzichtsfähigkeit.

Das Leben sei „Liebe und Arbeit“ und ein Mensch sei psychisch gesund, wenn seine Liebes-, Arbeits- und Genussfähigkeit wiederhergestellt sei, sagte vor etwa hundert Jahren Sigmund Freud. Zu ergänzen ist die Fähigkeit zu verzichten. Diese Fähigkeit ist die Rückseite der Münze, auf deren Vorderseite Freiheit steht. Jede/r Student(in) weiß spätestens nach dem ersten Semester: Wenn er/sie morgens nicht aus den Federn und abends nicht aus der Kneipe kommt, muss er/sie recht bald der Tatsache ins Auge schauen, die Examina nicht bestehen zu können. Ohne die Fähigkeit zum Verzicht gelingt Freiheit nicht und gelingt auch ein zölibatäres Leben nicht. Wer eine tragfähige und belastungsfähige Lebenskonzeption und -form gefunden und gewählt hat, wird sich also Situationen schaffen (müssen), in denen diese Lebensform realisiert werden kann, und nicht Situationen,

6 Vgl. W. Müller, *Verschwiegene Wunden. Sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche erkennen und verhindern*. München 2010.

die ihr zuwiderlaufen. Dass das auch hart und schwierig sein kann, ist ganz klar zu sehen und nicht zu verschleiern oder zu leugnen.

Ich bin mutig und phantasievoll in der Gestaltung von Beziehungen und ihren Ausdrucksformen.

Die Vorsichtsmaßnahmen, die als Folge der Missbrauchsfälle inzwischen akzeptiert und etabliert sind, sind richtig und wichtig. Die Herausforderung bleibt jedoch, die Kirche wieder als einen „Raum“ zu gestalten, in dem Zärtlichkeit und Sinnlichkeit einen guten Platz haben. Dort ist Gott anwesend, von dem Thomas von Aquin und Bonaventura sagen, dass er über unsere Sinne in unser Leben eintritt. In einer guten Beziehung spüre ich, was passt und was nicht. Ich merke z.B., ob ich mit einem Scherz oder einem Witz den/die andere(n) verletze oder ob er/sie darüber mitlachen kann. Ich spüre, ob eine Umarmung angebracht ist oder nicht. Wenn ich mit jemandem in einem guten Kontakt bin, spüre ich, ob ich ihm/ihr zu nahe komme, und auch, ob ich zu weit weg von ihm/ihr bin. Ich achte darauf und arbeite daran, dass ich meine Vergangenheit kenne und meine Zukunft entwickle, dass ich in der Gegenwart handle, mich von der Gleichheit untereinander tragen lasse und die Andersartigkeit der anderen akzeptiere, dass ich die Chance, voneinander zu lernen, nutze und nicht stehen bleibe, wenn es Entwicklungsmöglichkeiten gibt.

Ich pflege die Kunst der Kommunikation und lasse mich in Frage stellen.

Das „Zauberwort“ in jedem menschlichen Umgang, ganz gleich ob in symmetrischem oder asymmetrischem, heißt Kommunikation. In einer Beziehung sowohl unter Gleichen wie unter Ungleichen wird der/die Seelsorger(in) auch die schwierigen und heiklen Punkte klar ansprechen. Er/Sie weiß ja, dass eine gute Beziehung wie ein stabiles Sicherungsnetz ist, das Abstürze auffängt. Und wenn es sein muss, wird er/sie auch einem konstruktiven Streit nicht aus dem Wege gehen.

Kriterien für die Gestaltung persönlicher Beziehungen

Nun ist zu hoffen und zu wünschen, dass der Priester oder der/die Seelsorger(in) nicht nur berufliche Beziehungen unterhält, sondern dass ihm/ihr auch persönliche Freundschaften geschenkt sind. Wie drückt er/sie da seine Zuneigung aus und was lässt er/sie besser bleiben? Man kann sich die Beziehungen, die ein Mensch lebt, bildlich in vier konzentrischen Kreisen vorstellen. Im innersten Kreis ist für jemanden, der/die verheiratet ist, die eigene Familie angesiedelt. Man bildet miteinander eine gemeinsame Lebensgeschichte. Der zweite ist der Freundeskreis. Im dritten schon mehr äußeren Kreis sind Bekannte und Arbeitskolleg(inn)en. Und im vierten und äußersten Kreis findet sich die Öffentlichkeit.

Beim zölibatär Lebenden bleibt der innerste Kreis leer. Er/Sie führt als Zölibatäre(r) mit niemandem eine intime Partnerschaft. Manchmal hört man sagen: Bei ihm/ihr sei Gott in diesem innersten Kreis zuhause. Ich halte es für Ideologie, wenn man sagt, Gott fülle die Lücke aus. Er füllt sie gar nicht aus, sondern er hält sie gerade unausgefüllt. Gott ist der tragende Grund aller menschlichen Beziehungen und kein Lückenbüßer für fehlende menschliche Nähe. Es gibt nichts, das dem/der Zölibatäre(n) die Abwesenheit eines geliebten Menschen ersetzen kann, und man soll das auch gar nicht versuchen; man muss es einfach aushalten. Das mag zunächst sehr hart klingen, aber es ist zugleich ein großer Trost. Denn indem die Lücke wirklich unausgefüllt bleibt, verweist sie den/die zölibatär Lebende(n) darauf, dass er/sie die Erfüllung, die er/sie sich vielleicht erträumt, nirgendwo in dieser Welt finden wird.

Das heißt ganz und gar nicht, dass ein selbstgewähltes zölibatäres Leben nur Mühe, Last und schweres Schicksal ist. Ein Ordensmann drückte den positiven Wert dieser Lebensform einmal so aus: „Ich habe kein eigenes Haus – aber bisher an jedem Ort, an den ich geschickt worden bin, ein Haus gefunden. Ich habe keine Partnerin an meine Seite und keine Familie und Kinder – aber es gibt Männer und Frauen, die mir als kostbare Freundinnen und Freunde geschenkt sind, und ich finde Zugang zu den Herzen der Menschen, wie ihn andere nicht finden. Ich kann letztlich nicht selbst bestimmen, was ich tun oder lassen will – aber habe bisher stets Arbeiten getan, die für andere und auch für mich sinnvoll und wertvoll waren.“ Für die Gestaltung einer guten Freundschaftsbeziehung können die nachfolgenden Fragen helfen.

Ist die Beziehung offen für andere oder ist sie exklusiv?

Damit meine ich Folgendes: Eine exklusive Liebesbeziehung besteht darin, mit einem anderen Menschen eine auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft zu bilden. In der romantischen Version heißt das: „Nur du und du allein – auf immer und ewig“. Dagegen bildet man auch mit guten Freund(inn)en keine gemeinsame Lebensgeschichte, sondern lässt einander Anteil nehmen und gibt Anteil an der eigenen Lebensgeschichte. Man wird immer mehr fähig zu bedeutungsvollen Beziehungen und gestaltet sie der eigenen Lebenswahl entsprechend.

Hilft die Beziehung, in der gewählten Lebensform zu wachsen, oder bringt sie davon ab?

Mit diesem Kriterium meine ich nicht, dass es darum geht, sozusagen eine Kosten-Nutzen-Analyse der eigenen Beziehungen und Freundschaften anzustellen, etwa nach dem Motto: wie viel Energie muss ich investieren und was kriege ich dann dafür heraus? Gemeint ist vielmehr, dass man sich fragt und erspürt, ob neue Kontakte einen davon abbringen oder eine Hilfe sind, die eigene Lebensform vertiefter zu leben und zu gestalten. Lässt und macht eine Beziehung frei

oder engt sie ein? Gott ist ein Gott, der zur Freiheit befreit. So wie die christliche Botschaft nicht dazu da ist, neue Lasten aufzulegen, sondern von den alten zu befreien, ist es sehr klärend hinzuschauen, ob eine Freundschaft zu mehr Freiheit führt oder Freiheit einschränkt.

Fördert die Beziehung das Suchen nach Gott oder behindert sie es?

Diese Frage ist wohl die subtilste, weil die Gottesbeziehung nicht so leicht „greifbar“ ist wie menschliche Kontakte. Ich lasse dazu Ignatius von Loyola in der Sprache und Bilderwelt seiner Zeit zu Wort kommen:⁷ „Es ist Gott und seinen Engeln eigen, in ihren Regungen wahre Fröhlichkeit und geistliche Freude zu geben, indem sie alle Traurigkeit und Verwirrung, die der Feind herbeiführt, entfernen. Und diesem ist es eigen, gegen die Fröhlichkeit und geistliche Tröstung zu streiten, indem er Scheingründe, Spitzfindigkeiten und ständige Trugschlüsse anwendet“. Und er führt weiter aus: „Es ist dem bösen Engel eigen, der Gestalt unter einem Lichtengel annimmt, bei der frommen Seele einzutreten und bei sich selbst hinauszugehen; nämlich gute und heilige Gedanken zu bringen, wie es dieser gerechten Seele entspricht; und danach bemüht er sich allmählich, bei sich hinauszugehen, indem er die Seele zu seinen verborgenen Täuschungen und verkommenen Absichten zieht“. Manchmal sieht etwas anfangs recht gut aus; wenn wir uns aber unreflektiert darauf einlassen, dann landen wir bisweilen da, wo wir gar nicht hin wollten. In einer Freundschaft wird es gut sein, immer wieder zu überprüfen, ob etwas trotz eines guten Anfangs der „Seele den Frieden wegnimmt und zu etwas weniger Gutem hinführt“. Für die konkrete Anwendung rät Ignatius, die Abfolge von inneren Regungen und Gedanken zu beobachten: „Und wenn der Anfang, die Mitte und das Ende alles gut ist, zu allem Guten hingeneigt, dann ist dies ein Kennzeichen des guten Engels. Doch wenn es bei der Folge der Gedanken, die er bringt, bei irgend etwas Bösem endet oder das ablenkt oder weniger gut ist, als was die Seele sich vorher zu tun vorgenommen hatte, oder die Seele schwächt oder beunruhigt oder verwirrt, indem es ihr ihren Frieden, ihre Stille und Ruhe, die sie vorher hatte, wegnimmt, so ist dies ein deutliches Kennzeichen, dass es vom bösen Geist herkommt, dem Feind unseres Nutzens und ewigen Heils“.

Ist die Beziehung transparent für Dritte oder muss sie verheimlicht werden?

Die große spanische Mystikerin Teresa von Avila gibt als Kriterium an: „Tue nie etwas, das du nicht vor jedermann tun kannst.“ Wenn eine Freundschaft geheim gehalten werden muss und ein/e Zölibatäre(r) den/die Freund(in) nicht in seine sonstigen sozialen Bezüge hinein nehmen kann, dann ist das ein einigermaßen sicheres Anzeichen dafür, dass mit der Freundschaft irgendetwas nicht stimmt.

7 Geistliche Übungen 329, 332, 333, in: Ignatius von Loyola, *Gründungstexte der Gesellschaft Jesu*. Übers. von P. Knauer (Deutsche Werkausgabe; 2). Würzburg 1998.

Beachtet die Beziehung die jeweiligen sozialen Realitäten?

Es mag sehr romantisch scheinen, sich über alle sozialen Realitäten und Konventionen hinwegzusetzen. Aber wer einigermaßen mit Urteil und Vernunft ausgestattet ist, wird in der Gestaltung seiner Freundschaften und insbesondere in ihrer öffentlichen Sichtbarkeit die sozialen Realitäten des entsprechenden Kulturkreises beachten. Z.B. mag eine herzliche Umarmung in einem Umfeld und Kontext wunderbar passend sein, bei einem anderen Anlass aber für Unterstellungen und Missdeutungen sorgen.

Ein lebenslanger Prozess: von Jesus lieben lernen

In der Gestaltung von Beziehungen können wir uns an der Person Jesu ausrichten. Jesus kannte keine Berührungsängste. Er war fähig zu tiefen Gefühlen und drückte sie differenziert und situationsangemessen aus. Für Jesus gab es auch keinen Widerspruch zwischen der Liebe zu Menschen und der Liebe zu Gott. Aus unserer menschlichen Sicht mögen wir vielleicht annehmen: je mehr wir Gott lieben, desto weniger Platz wäre in unseren Herzen für die Liebe zu einem Menschen oder zu den Menschen – oder umgekehrt: wenn wir einen Menschen aus ganzem Herzen liebten, wäre da immer weniger Platz für Gott.

In der Sichtweise Jesu trifft genau das Gegenteil zu. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken (...) du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22,37.39), sagt er seinen Jüngern: Gottes- und Nächstenliebe durchdringen sich und interpretieren sich gegenseitig, ohne in eins zu fallen. Sie sind „unvermischt und ungetrennt“. So lebte Jesus bei vielen Gelegenheiten. Er lässt sich berühren und berührt und spürt, wie dabei „eine Kraft von ihm ausströmt“ (Mk 5,30). Er belehrt die Kindervertreiber eines Besseren (Mk 10,13–16). Er nimmt bei der Hand (Mk 5,41). Er berührt einen anderen mit einem Teig aus Speichel (Joh 9,6). Er lässt sich salben (Joh 12,1–11). Er wäscht die Füße (Joh 13,1–20). Er sucht am Ölberg die Nähe seiner Jünger (Mk 14,32–42). Er lässt seine Wunden berühren (Joh 20,27). Er haucht die Jünger an (Joh 20,22). Er hat beim Friedensgruß die anderen ja wohl umarmt (Lk 24,36). Seine Liebe lässt frei und führt in die Freiheit: „Wollt auch ihr gehen?“ (Joh 6,67), fragt er seine Jünger.

Eine eindrucksvolle und anrührende biblische Geschichte dazu ist die Begegnung des auferstandenen Christus mit Maria von Magdala (Joh 20,11–18). Offenbar will Maria den Auferstandenen für sich allein behalten. „Halte mich nicht fest“, sagt Jesus zu ihr, und nicht, wie es in manchen alten Übersetzungen hieß: „rühr mich nicht an“ oder „berühre mich nicht“. Es geht eben nicht darum, dass sie ihn nicht berühren dürfte. Was sie lernen muss, ist vielmehr: Liebe lässt frei! In dem Moment, wo sie versucht ist, zu klammern, muss sie lernen, dass wirkliche Liebe ein Kind der Freiheit ist. Dann geht sie zu den Jüngern und verkündet: „Ich

habe den Herrn gesehen“. Liebe ist fruchtbar – hier in der Weise, dass sie tröstende, heilende und Hoffnung gebende Auswirkungen auf andere Menschen hat.

Jesus ist – nicht nur, aber auch – ein zärtlicher Mann, der ein Herz für seine Mitmenschen hat. Sein Umgang mit den Randgruppen und Ausgestoßenen der Gesellschaft, aber auch sein Umgang mit den Frauen in der Bibel zeigen, dass Gott den Menschen zärtlich-liebevoll zugetan ist. Dies ist die Grundidee der schon in der frühen Kirche entstandenen, aber dann vor allem in der katholischen Tradition praktizierten Herz-Jesu-Frömmigkeit.

Es bleibt für alle in der Seelsorge Tätigen – nicht nur für die zölibatär lebenden Seelsorger(innen) – Aufgabe und Herausforderung, menschliche Nähe sowohl in asymmetrischen wie in symmetrischen Beziehungen zuzulassen und zu gestalten. Fünfmal wird im neuen Testament der „heilige Kuss“ erwähnt. „Grüßt einander mit einem heiligen Kuss“ – so beendet Paulus etwa den zweiten Brief an die Korinther (2 Kor 13,12) und schreibt eben nicht: „Grüßt einander mit dem heiligen Händeschütteln“. Und der erste Petrusbrief endet: „Grüßt einander mit dem Kuss der Liebe“ (1 Petr 5,13). Dass solches in der Kirche irgendwann wieder möglich und nicht auf die Dauer verpönt sei oder unter Generalverdacht steht, ist zu hoffen und zu wünschen.